In freier Stunde

• Unterhaltungsbeilage zum „Posener Tageblatt" •

Nr. 260. Posen, den 11. November 1928. 2. Jahrg.

Heimkehr.

Roman von Gertrud Weymar-Hey.

(8. Fortsetzung). (Nachdruck verboten.)

Da war er auch schon an der Haustür und riß sie auf. Seinen Stock hatte er im Flur vom Haken genommen und schwang ihn. „Macht, daß Ihr wegkommt oder . . .!" Seine tiefe Stimme grollte wie der Donner.

Sie stockten und standen mit offenen Mündern und suchten sich des Hundes zu erwehren, der sie bellend umkreiste. Jetzt erkannte er sie auch trotz der Dämmerung. Aber es blieb sich ja gleich, wer die waren, — dumme, übermütige Bengels, die zuviel getrunken hatten. Ihn interessierte und beunruhigte nur der eine da hinten. Der schwankte allerdings auch. Er trat an die Burschen, die vor ihm zurückwichen, vorbei an ihn heran. „Schämen Sie sich, Herr Vogt," sagte er halblaut, „und gehen Sie, ehe Marie Sie erkennt!" Er wandte sich besorgt um, aber es war schon zu spät. Marie lehnte oben am Pfosten der Haustür. Und wenn sie nicht gesehen hätte, wer da unten stand, dann hätte sie doch nun die Stimme erkannt, die grell und schneidend auf Stefan eindrang. „Schämen? Schäm' du dich ock! Du Dieb! Mei Weibel hast du mir genommen, mein Häusel, meine Heemte, — alles, alles! Aber — wart' ock!" Er griff in die Tasche.

Marie schrie angstvoll: „Stefan, paß auf, — das Messer!"

Noch ein anderer erkannte die Gefahr, in der sich sein Herrchen befand, — Froh. Tapfer hatte er die torkelnden Burschen ein Stück des Weges hinuntergetrieben; dann war er zurückgekommen, um auch den vierten anzubellen, hatte sich aber gleich mit erkennendem Winseln geduckt. Doch als er nun sah, wie Paul Vogt mit drohend erhobenem Arm auf sein Herrchen eindrang, sprang er ihn trotzdem wütend an. Vorn am Rock biß er sich fest. Der Berauschte taumelte rückwärts. War das der Froh, sein Frohdel, sein altes, guttes Hundel? Auch der verriet ihn? „Treuloses Biest!" lallte er, sinnlos vor Wut, und stieß zu.

Warmes Blut rieselte ihm über die Hand. Der Hund fiel zu Boden wie ein Sack. —

Als Paul Vogt nach einem starken Anfall des Schüttelns wieder zu sich kam, standen die drei Burschen, halb ernüchtert von dem Geschehenen um ihn herum und stützten ihn, so gut sie es vermochten und versuchten dann, ihn fortzuziehen. „Kumm ock Paule!" Er sah im ungewissen Licht das klebrige Dunkle an seiner Hand und erschrak. „Blutt? — Ja, habe ich — hab' ich ihn denn erstochen?" Mit schreckensirren Augen starrte er um sich.

Sie nickten wichtig. „Das wird sein. Der steht ni wieder uff."

Der Paule knickte zusammen. „Och, Jeses, — nee, nee, — a Merder!"

Da lachten sie ihn aus. „Mach' ock ni so a Gelaber feber ane ahle Hundelärge!"

„Hun—de . . .?"

„Ja. Den Froh hast du erstochen. Was hast du denn gedacht?"

„Den Froh?" Tief atmete er die kalte, reine Luft ein. Jetzt war er plötzlich ganz nüchtern. Und ein Frost schüttelte ihn, ein Grauen fuhr ihm eisig den Rücken hinunter. Was war da in ihm, daß ihm das Messer in die Hand gezwungen hatte? Das arme Hundel hatte er getroffen; dem Menschen aber war es gemeint gewesen. Und wenn der Froh nicht dazwischen gesprungen wäre . . .!

Im Häusel brannte jetzt Licht. Das Küchenfenster war hell. Dort drinnen waren sie beisammen: Marie und der andere und der tote Froh. Marie würde weinen. Und wenn er sich nun vorstellte, daß der andere sie tröstend in seine Arme nahm, dann stieg es doch wieder in ihm auf — das von vorhin, — die heiße Wut, die wilde, brennende Lust, zu morden. Im Schützengraben, beim Bajonettangriff, hatte er früher schon einmal Aehnliches empfunden.

Sie zogen ihn mit fort — den Weg hinunter. Er wagte nicht mehr, sich nach dem Häusel umzusehen. —

Behutsam und so schonend wir möglich, hatte Stefan den armen Froh ins Haus getragen. Hart verschloß Marie hinter ihm und dem zuckenden, blutenden Hundel die Tür. Mit zitternden Händen machte sie Licht.

Sie betteten den kleinen, gelben Kerl so weich, wie sie es in der Eile vermochten. Stefan brachte Wasser, Hausmittel und Binden. Aber es war zu spät. Einmal schlug er noch die klugen, schwarzen Augen auf und versuchte die Hände, die sich liebreich um ihn bemühten, zu lecken, dann ging ein Strecken durch den Körper, und Froh war tot.

Jetzt erst, nachdem die Sorge um das brave Tier überflüssig geworden war, kam Marie recht zum Bewußtsein. Entsetzt starrte sie Stefan an. „Wenn der Froh nicht dazwischen gekommen wäre . . .!"

Stefan streichelte das rauhe Fell und nickte wehmütig. „Ich werd's ihm nie vergessen."

„Ich darf gar nicht dran denken — dich, dich hat er gemeint!"

„Er war betrunken, Mirzl, er wußte nicht, was er tat," suchte er sie zu beschwichtigen, aber es gelang ihm nicht. Sie flog vor Aufregung am ganzen Körper, ihr Gesicht verzerrte sich, ihre Zähne schlugen aufeinander. Er nahm sie an seine Brust und hielt sie ratlos und besorgt bis der Anfall, der in einem wilden Weinkrampf endete, vorüber war. „Mirzl, um Gotteswillen, bist du krank?"

„Nein, nein. Es ist nur — die Angst, die Angst um dich. Geh' fort, Stefan, ganz, ganz weit fort, daß er dir nichts antut!"

Er schüttelte den Kopf. „Nein, Liebste, ich bleibe bei dir. Das ist doch kein Mensch, dem ich dich ausliefern darf. Und nun komm, nun bring' ich dich zu Bett!"

Sie war am Ende ihrer Kraft und gehorchte ihm wie ein Kind.

Er trug dann die kleine Leiche noch sorglich in die kleine Stube. Und als er noch einmal sanft über das gelbe Köpfchen strich, und so still und steif blieb, was sich ihm sonst lebenswarm und zärtlich angeschmiegt hatte, überfiel doch auch ihn ein Grauen, und er meinte,

den Haß des anderen wie eine kalte Messerklinge auf seiner Brust zu spüren.

Der neue Tag begann kaum zu dämmern, als Stefan sich erhob. Leise kleidete er sich an. Aber seine Vorsicht war unnötig. Marie lag schon stundenlang wach. Sie seufzte, und er neigte sich über ihr Bett. Da legte sie ihre Arme um seinen Hals und zog ihn zu sich herab. „Du willst — den Froh . . .?" Ihre Stimme versagte.

„Ja, Mirzl. Im Garten hinten bei den Tannen, dacht' ich."

Sie strich über seine Schulter und ließ ihre Hand auf seiner Brust herabgleiten bis zu der Stelle, wo sie durch das Hemd hindurch sein Herz klopfen fühlte. Froh, guter, tapferer Froh! dachte sie dankbar. „Nimm mein Tuch, Stefan, das große, blaue — er soll nicht so in der harten, kalten Erde liegen!"

Er nickte und stand auf, denn auch seine Augen wurden feucht.

Still, so still war's um das Haus. Ein Hund war tot — die winzige Lebensflamme in seinem gelbbehaarten, kleinen Körper war erloschen. Was hatte das schon zu bedeuten!? Ach, das bedeutete recht viel. Eine große Treue und Wachsamkeit war dahin, eine rührende Zärtlichkeit und ein Talent, sich zu freuen, über Nichtigkeiten und Torheiten laut jubelnd und ansteckend zu freuen, wie es unter hundert Menschen kaum einer besaß. Und ein tapferer, bedenkenloser Opfermut war dahin. So dachte Stefan, während er in grauer, fahler Frühe mühsam den Spaten in die harte Erde stieß. Die vertraute Landschaft um ihn sah noch aus wie eine Kohlezeichnung, in der einer zu viel mit dem Wischer herumgearbeitet hat. Berg und Baum und Haus verschwommen und ineinander überfließend — ohne die Säume des Lichts. Aber dort drüben, wo er den Kamm des Gebirges wußte, lief schön geschwungen im Auf und Ab eine weiße Kreidelinie über den Himmel; die wurde merklich breiter und breiter. Nun flossen im Osten zarte Farben in das graue Bild, rosa und apfelgrün und weiter oben ein blasses Blau. Der Mann trocknete sich die Stirn und sann einen Augenblick nach. An seine ersten Malversuche als Knabe erinnerte ihn das — als er mit den dünnen Wasserfarben seines Tuschkastens die grauen Bilder eines alten Journals zu verschönern versucht hatte. Der Maler hatte halt immer schon in ihm gesteckt.

Doch jetzt war keine Zeit zum Träumen. Die Uhr rückte unbarmherzig weiter fort. Der Froh sollte sein letztes Bettl haben, ehe er zur Glashütte hinunter mußte. Er arbeitete so emsig, daß er fast erschrak, als er wieder aufsah und die Welt rings um ihn in Farben stand.

Nun war die Grube wohl tief genug. Er brach noch Zweige von den Tannen und streute sie in das Grab. Dann ging er und holte den Froh. O, du grausames Rätsel der Leblosigkeit! Sorgfältig hüllte er ihn in das weiche, blaue Tuch und ließ ihn in die Erde hinab. Und dann stand er zögernd, ehe er wieder zur Schaufel griff, und ihm war, als müßte er die Hände falten. Ein Tier hat keine Seele, behaupten zwar die Menschen — die klugen Menschen, welche die Unendlichkeit in ihre engen Hirnkasten einzusperren versuchen. Aber was wissen sie von den letzten wundersamen Geheimnissen des Alls?!

„Schlaf' wohl, Froh!" sagte Stefan leise und schämte sich seiner nassen Augen nicht. Behutsam, als könnte er dem starren kleinen Körper noch wehtun, füllte er die Erde in das Grab und richtete einen Hügel darauf, den er mit Tannenzweigen und ein paar letzten bunten Herbstblumen besteckte. Dann schloß er sorglich die Tür, die nach dem Hof führte, damit die Hühner nicht etwa in den Garten gelangen konnten. Und er lächelte wehmütig, als ihm Frohs Feindschaft mit dem Hofhahn einfiel. Dort stolzierte er herum, der schillerndgeschwänzte Prahlhans, und wie ein helles Trompetensignal schmetterte sein „Kikeriki" in den Morgen hinein. Armer Froh, wie bist du oft zusammengezuckt, wenn diese schrille Stimme ertönte! Nun ficht dich nix, gar nix mehr an. So süß ist der Tod, so friedevoll! Fast könnte man selbst manchmal wünschen . . . Nein, nein! Straff richtete sich Stefan auf und zwang das Frösteln nieder, das seinen schweißfeuchten Körper im kalten Morgenwind überschauerte. Leben! Leben und tapfer sein!

Marie schaltete schon am Herd. „Du solltest doch noch nicht aufsteh'n, Mirzl," sagte er weich. So blaß sah sie aus; die anmutigen Züge waren scharf und verzerrt.

Sie schüttelte müde den Kopf. „Ich bin nicht krank. Ich hab' nur so lange gelegen und nachgedacht. Aber nun weiß ich, was ich zu tun habe."

Und sie ging an ihm vorüber in den Garten hinaus zu dem kleinen Hügel, wo sie eine Weile regungslos verharrte. Dann kam sie zurück. „So," sagte sie mit einer kalten, fremden Stimme, „wenn du fertig bist, dann hilf mir, bitte, den Schließkorb herunterholen!"

Er hatte sich gewaschen und stand noch mit nacktem Oberkörper und trocknete sich ab. Stattlich und stark und doch geschmeidig und schlank, glatt wie Elfenbein, war dieser gesunde, schöne, junge Leib. Jetzt überlief ihn ein Zucken. „Den Schließkorb?" fragte Stefan erschrocken.

„Ja, ich will — Paul seine Sachen schicken. Es darf nichts in unserem Hause bleiben, was ihm gehört."

Ein Aufatmen dehnte seine Brust. Gleichzeitig beschlich ihn — trotz allem — Mitleid mit dem anderen. Aber es war ja besser so. —

Als er dann gegangen war, suchte Marie in allen Ecken und Winkeln des Hauses zusammen, was ihrem ersten Manne gehört hatte. Und obenauf legte sie den Kasten mit dem roten Sammetkleid.

Dann holte sie den Menzel Josef, einen arbeitslosen jungen Burschen aus dem Hause weiter unten am Hang. Der lud den Schließkorb auf die „Radwer" und fuhr ihn nach der Berggeistbaude. —

Wanda Linke putzte das Messing am Schanktisch. Die Hinweise in den Zeitungen waren erschienen. Im „Boten" hatte gestern ein langer Aufsatz über „Enoch Arden im Riesengebirge" gestanden. Nun würden die Fremden kommen, um den Paule zu sehen. Da mußte das Haus blitzblank von oben bis unten sein. Sie kommandierte die junge Magd; sie trieb den Martin mit Scheltworten und Püffen an. Sie hetzte selbst von einer Arbeit zur anderen. Und schließlich tat sie das doch vor allem, um nicht nachzudenken. Wie war sie gestern abend erschrocken, als der Paule ganz verstört und blutbesudelt nach Hause gekommen war! Er hat den Stefan umgebracht! war ihr erster Gedanke gewesen. Und merkwürdig, nicht die Folgen für ihren Bruder waren ihr zuletzt eingefallen, sondern . . . Tummheeten, was ging sie der Viehm an! Den sollte sich die Marie nur behalten!

Vor ein paar Jahren hatte sie anders gedacht. Da war der Kaiser-Stefan — noch fremd und unbehaust — zuweilen mit ein paar anderen Glasmalern nach der Berggeistbaude heraufgekommen. Und obgleich er ihr nicht die geringste Veranlassung dazu gegeben hatte, war damals in ihrem kargen Gemüt etwas aufgewacht, warm und hell, wie der Sonnenschein. Und sie hatte sich wohlig von dieser inneren Wärme durchrieseln lassen und war dabei, ganz gegen ihre Gewohnheiten, ins Träumen geraten.

Der Stefan kam nur selten; er war kein Wirtshausmensch. Und plötzlich blieb er ganz aus. Das war um die Zeit gewesen, als die Marie endlich zugegeben hatte, daß der Paule für tot erklärt wurde. Bald darauf heirateten die beiden. — Die Schwägerinnen sahen sich dann wenig, und Marie in ihrer keuschen, zurückhaltenden Art sprach nie über ihre Ehe. Aber sie war eine andere geworden. Das Glück leuchtete aus ihren Augen. Und dieses stille, frohe Leuchten war Wanda unerträglich.

(Fortsetzung folgt.)

Phantasien.

Von Hermann Hesse.

Gelegentlich ist es interessant und wertvoll, wenn man versucht, dem Entstehen dessen zuzusehen, was man eine „Gedankenreihe“ nennt, was aber vielmehr eine Kette von Einfällen, von frei aus dem Chaos aufschießenden Vorstellungen und Phantasien ist. Man „denkt“ ja eigentlich den ganzen Tag (vielleicht sogar die ganze Nacht dazu), nur gibt es viele Stunden, in denen unsere Einfälle gar nicht bis zum Bewußtsein reichen, sondern schon vor dessen Schwelle wieder stumm werden und ermüden. Die Psychoanalyse schreibt das der „Zensur“ des Bewußtseins zu.

Nachstehender „Gedankengang“ vollzog sich in mir gestern Morgen, während ich im Garten arbeitete, Unkraut jätete und mit dem Bewußtsein der Hoffnung lebte, es möge die Morgenpost mich möglichst wenig in dieser Tätigkeit stören — unbewußt, in einer tieferen Schicht freilich wünschte ich gerade, durch die Post recht intensiv gestört und mit neuen Aufgaben und Anregungen beschenkt zu werden.

Meine „Gedanken“ begannen, soweit ich es noch finden kann, mit der Erinnerung daran, daß eine gewisse wissenschaftliche Kritik jede künstlerische Betätigung und Begabung als eine Art Krankheit erkläre, was wieder auf ein Gespräch zurückgeht, das ich gestern Abend mit meiner Frau hatte.

Also, dachte ich, wenn Genie *Irrsinn* ist, und wenn jede Leistung eines Dichters oder Malers oder Komponisten nichts anderes ist als der krampfhafte Versuch, auf anderem, geistigem Gebiet einen Mangel seines Wesens, seines Lebens, seines Charakters auszugleichen, dann ist der „normale“ Mensch also, der von solchen Zwängen freie, also der unbegabte. Ja, der normale Mensch kann und darf keinerlei „Begabung“ haben außer der allgemeinen, zu leben und sich möglichst gut und lang am Leben zu erhalten. Einen Augenblick dachte ich das mit einem Beiklang von Ironie, mit einer Schadenfreude gegen die Normalen, denen ich mit meiner Auffassung weh tat. Sofort aber fühlte ich, daß das nur ein *Witz* sei, der mit dem Augenblick des Einfalls schon wieder absterbe und fad werde, daß aber hinter dem Witz „der normale Mensch ist der unbegabte, sehr ernste und positive Gedanken lägen.

Bisher war meine Rolle die des Dichters und „Geistigen“ gewesen, der nicht ohne Schadenfreude und nicht ohne geheime Angst seine Art, sein Wesen, sein Talent, sein geistiges Bedürfnis verteidigte, auf Kosten des Normalen. Es lag aber doch auch Neid und Sorge dahinter, ich weiß Stunden und Tage genug, an denen ich gar zu gerne auch „normal“ wäre. Mit dem neuen Gedanken nun schlug meine Parteinahme um, sie neigte sich jetzt dazu, dem Normalen recht zu geben und den „Begabten“ kritisch, ja feindselig zu betrachten.

Aus mancherlei Lektüre der letzten Zeit war mir der Gedanke der „Politisierung des Geistes“ geläufig, und an ihn, der mir stets tief unsympathisch war, hängte sich nun meine Stimmung. Ich begann, statt wie bisher den Normalen zu beargwöhnen, jetzt den „Geistigen“ unter die Lupe zu nehmen, und als Ausgangspunkt diente mir die Frage nach der Politisierung der Geister. Aufrufe der Artikel der neuesten Zeit fielen mir ein — ja, diese „Intellektuellen“ hatten es bei Gott nötig, sich zu politisieren! Schon wenn Dichter sich selbst „Intellektuelle“ nennen! Konnte man sich selbst und seine Aufgabe tiefer und dümmer mißverstehen und mißdeuten? Richtig war an all dem bloß das eine, daß auch die „Intellektuellen“ eine Mitschuld am Leid der Welt fühlten. Allerdings waren sie mitschuldig, sogar sehr, sogar gründlich, diese Herren „Intellektuellen“. Sie waren ja längst keine Dichter mehr, sie waren Geschäftemacher oder Klugredner. Und nun kamen sie und forderten die Politisierung des Dichters. Als ob ihre Schuld darin bestünde, daß sie bisher zu wenig politisch gewesen, daß sie zu wenig an den Bürger, ans Gesetz, an den Markt, an die ganze sogenannte „Wirklichkeit“ gedacht hatten! Mein Gott, eben diese fade Wirklichkeit war ja ihre Welt und ihre Zuflucht gewesen, sie hatten sich längst darum gedrückt, das zu tun, wozu ein Dichter allein auf der Welt ist, nämlich um den *heiligen Dienst* in der Welt, die mehr als wirklich, die *ewig* ist. Darum nannten sich diese Leute, wenn sie öffentlich gemeinsam auftraten, niemals Dichter, sondern „Intellektuelle“, was etwa so klang, wie wenn ein Liebender sich „Spekulant in Aktien des Herzens“ nennen würde. Und darum kamen sie jetzt, wo alles schief stand und ihr Karren gänzlich verfahren war, darauf, sich zu politisieren. Wenn nur genug von ihnen da wären, dachten sie, um einen großen Verein zu bilden, sich im Reichstag vertreten zu lassen und damit den „Geist“ neben der Industrie und Landwirtschaft als politischen Interessenten etablieren zu können, dann war schon viel gewonnen.

Nachdem auf diese Seite hinüber sich einige Bosheit und Mißstimmung Luft geschafft hatte, blieb ich wieder beim Gedanken an den Dichter und das Talent hängen. Wozu waren sie da? Was wollte die Natur mit ihnen? Warum schätzte man sie, wenn doch das Gesunde und Normale eigentlich die Talentlosigkeit war?

Auf dem Wege vom Fisch, Vogel und Affen bis zu dem kriegführenden Tier unserer Zeit, auf dem langen Wege, auf dem wir mit der Zeit Menschen und Götter zu werden hoffen, konnten es nicht die „Normalen“ sein, die von Stufe zu Stufe vorwärts gedrängt hatten. Die Normalen waren konservativ, sie blieben gern beim Gesunden, Bewährten. Eine normale Eidechse kam nie auf den Gedanken, es einmal mit dem Fliegen zu versuchen. Ein normaler Affe dachte nie daran, den Baum zu verlassen und aufrecht auf der Erde zu wandeln. Der das zuerst getan, der das zuerst probiert, zuerst davon geträumt hatte, der war unter den Affen ein *Phantast* und *Sonderling*, ein Dichter und Neuerer gewesen und kein Normaler. Die Normalen, so sah ich, waren dazu da, die gefundene Form einer Lebensweise, einer Rasse und Art *festzuhalten*, zu schützen und zu befestigen, damit Rückhalt und Lebensvorrat da sei. Die Phantasten aber waren dazu da, ihre Sprünge zu machen und das nie Erdachte zu träumen, „damit vielleicht einmal aus dem Fisch ein Landtier und aus dem Affen ein Affenmensch werden könne.“

Also war „normal“ eigentlich auch nichts Ideales, es war auch nur der Name für eine Funktion, nämlich für die konservative, arterhaltende. „Begabt“ oder „Phantast“ aber war der Name für die Funktion des Spielens und Probierens, des Ballspielens mit Problemen. Man konnte dabei kaput gehen, wahnsinnig werden, dem Selbstmord verfallen. Man konnte aber unter Umständen auch Flügel erfinden, Götter schaffen. Kurz: während der Normale dafür sorgte, daß die Art, wie sie war, erhalten bleibe, war es Amt des „Geistigen“, dafür zu sorgen, daß der andere gegenteilige Besitz der Menschheit, nämlich ihr Ideal, ebenfalls erhalten bleibe und nicht eingehe. Zwischen beiden Polen spielte das Leben der Menschheit: Festhalten, was man erreicht hat, und Erreichtes wegwerfen, um Weiteres anzustreben! Das war es. Und des Dichters ganz spezielle Funktion war die, auf der idealen revolutionären Seite mitzutun, Ahnungen zu haben, Ideale zu schaffen, Träume zu haben.

Und daher kam es, daß es jene „Wirklichkeit“ gab, an die der Dichter nie glauben konnte, jene unsäglich wichtige Welt von Geschäften, Parteien, Wahlen, Geldkursen, Hausordnungen und so weiter. Und wenn der Dichter sich politisierte, so wandte er sich von seinem menschheitlichen Amt des Vorausträumens und vom Dienst für sein Ideal ab und pfuschte den Praktikern ins Handwerk, die mit Wahlreformen und dergleichen den Fortschritt zu machen meinen, während sie nur um Jahrhunderte hinter den Gedanken der Geistigen herhinken und so im Kleinen das eine und andere von deren Ahnungen und Gedanken zu verwirklichen streben. So ist ein Politiker, welcher den ewigen Frieden erstrebt, eine von den tausend Ameisen, die am Wahrwerden eines uralten Traumes arbeiten. Schöpfer des Traumes aber war jeder Geist, der vor einigen tausend Jahren zum ersten Male die mächtigen Worte träumte: „Du sollst nicht töten!“ — etwas, was es in all den Millionen Jahren auf Erden nie gegeben hatte, und was seither wie Sauerteig in der Menschheit wirkt, bis sie auch das einmal erreicht, so wie sie den aufrechten Gang und die glatte Haut erreichte.

Bis zu diesem Punkt war die „Gedankenreihe“ mühelos und glatt abgerollt, aus dem spielenden Unbewußten heraufgeperlt wie die Luftbläschen in einem Quellwasser. Jetzt gab es einen kleinen Bruch, irgend ein Glied entglitt mir, ich war plötzlich gestört, sah die Reihe von eben gehabten Vorstellungen wesenlos hinter mir zerflattern und war in keiner Verbindung mehr mit ihr. Statt dessen stand jetzt ein unbehagliches Gefühl, ein unbehaglicher Gedanke da, der hieß etwa so: „Warum hast Du das alles gedacht? Das sind ja nicht Gedanken, das sind ja lauter Masken und Verkleidungen, hinter denen ein Instinkt sich verbirgt!“ Ich fühlte, daß von jenem gestrigen Abendgespräch mit meiner Frau ein Haken in mir geblieben war, daß ich das Bedürfnis hatte, mich vor mir selber als Dichter zu rechtfertigen, denn wir hatten gestern gerade davon gesprochen, wie seltsam und eigentlich schauerlich es ist, daß die Künstler fast alle nichts oder wenig von dem Edlen, Herrlichen, Idealen, das in ihren Werken steht, *im eigenen Leben verwirklichen können*. Also da steckte der Pfeil. Nur um diesen Stachel auszuziehen, hatte ich diese hundert Gedankenumwege gemacht, von denen hier kein Hundertstel aufgeschrieben steht, war in lebhaften Phantasien zum Affen und zur Eidechse zurückgekehrt.

Und nun der Stachel beseitigt war, indem ich die heimliche eigensüchtige Quelle meiner Gedankenfolge gefunden hatte, konnte ich lächeln und konnte unbelastet noch ein wenig weiter träumen.

Ich träumte: das Ideal von Mensch wäre etwa so beschaffen: Ein „Normaler“, der es für gewöhnlich nicht nötig hat, irgendwelche Verdrängungen ins Geistige vorzunehmen, der in sich selber sicher und glücklich wohnt. Aber dieser Mann, den keine Not zur Tugend, den keine innere Schwäche zur Kompensation durch Kunstwerke treibt, er müßte diese Not freiwillig in sich erzeugen können. Er würde je und je, als Spiel und Luxus, Spezialtalente, Spezialnöte in sich ausbilden, etwa nur so, wie wenn man sich zur Abwechselung einmal das Haar andersherum kämmt. Und er würde die Wonne des Träumens, die Qual des Schaffens, die Angst und Wonne des Gebärens fühlen und erproben, ohne ihren Fluch zu kennen, denn er würde von jedem solchen Spiel gesättigt heimkehren und durch eine einfachste Willenstat die Strebungen in sich wieder verlagern und verschieben, so daß ein anderes, anders betontes Gleichgewicht entstände. Dieser ideale Mensch würde zuweilen dichten, zuweilen musizieren, er würde zuweilen die Erinnerung an den Affen, zuweilen die Ahnung künftiger Bildungen und Hoffnungen in sich hervorholen und spielen lassen, wie ein

geschulter Athlet seine einzelnen Muskelgruppen genießend durchprobt und spielen läßt. Alles das käme in ihm nicht zwanghaft, nicht unter Nöten, sondern wie bei einem sehr gesunden und gutgearteten Kinde. Und, das wäre das S c h ö n s t e, dieser ideale Mensch würde sich, wenn eine neue Forderung des Ideals an ihn erginge, nicht gegen die Verwandlung seiner selbst so bitter und blutig wehren wie wir armen Burschen, sondern er wäre mit sich selbst, mit dem Ideal, mit dem Schicksal absolut und völlig einverstanden, er änderte sich leicht, er stürbe leicht.

Damit war ich wieder beim M i ß l i c h e n. Ich selber änderte mich nicht gerne, ich selber würde nicht leicht sterben. Ich wußte, wußte gut und sicher, daß jedes Sterben auch eine Geburt sei, aber ich wußte das doch nicht so ganz mit meinem vollen Wesen, eine Menge von Fasern sträubte sich dagegen, ein Teil von mir glaubte an den Tod, war Schwäche und Angst. Und daran war ich nicht gern erinnert. Darum freute ich mich, als der Postbote an der Haustür läutete, und lief ihm gleich begierig entgegen.

Reform in Bolivien.

Europa ist Trumpf! In den angrenzenden Ländern herrschen wilde Kämpfe zwischen Tradition und Fortschritt. In der Türkei wird das Tragen des althergebrachten Fes mit dem Tode bestraft, die verschleierte Frau ist im Straßenbild der großen Städte eine Seltenheit geworden, der Weingenuß ist trotz des Korans nicht nur gestattet, sondern sogar e r z w u n g e n. Man ist auch im Begriff, in der Türkei das lateinische, europäische Alphabet einzuführen. Ein ähnliches Bestreben macht sich in Afghanistan bemerkbar, wo der durch seine Europareise bekannt gewordene Amanullah die neu errungenen und vielseitigen Kenntnisse mit Todesverachtung anwenden möchte. Auch hier werden alle Gegner dieser modernen Bestrebungen scharf angegriffen.

Nun gesellt sich zu diesen beiden asiatischen Staaten ein dritter, B o l i v i e n in Südamerika. Eine unlängst erlassene Verordnung der Regierung verordnet den Staatsbürgern und Staatsbürgerinnen von La Paz, der Landeshauptstadt, Kleidung nach europäischer Mode. Damit wird wohl der eigenartige Reiz, der dem Straßenbilde der schönen Stadt anhaftete, schwinden müssen. Die Bewohner der Stadt sind nämlich in der Mehrzahl I n d i a n e r, die durch ihre traditionelle Kleidung, die sie seit der Eroberung des Landes durch die Spanier tragen, die Aufmerksamkeit der vielen Ausländer auf sich lenken und so ihrer Stadt das charakteristische Gepräge geben. Die Frau aus dem Volke tänzelt ohne Strümpfe durch die Straßen, schmückt sich jedoch mit bunten, farbigen Schals und trägt eigenartig geformte Hüte. Dagegen besteht die Fußbekleidung der bessersituierten Frauen aus hohen, weißen Schuhen mit baumelnden Quasten; sie trägt eine schwarze Mantille, von herrlichsten Stickereien verziert, auf dem Kopfe einen hellfarbigen Hut mit einer komisch wirkenden Kugel. Die Kleidung der Männer besticht durch ihre gestricken, weißen Helme. Dieses alte Volkstum, ausgeprägt in der Tradition des Aeußeren, wird nun auch dem gewaltig fortschreitenden Wachstum europäischen Einflusses zum Opfer fallen müssen.

Gedenktage.

11. November.

Hans Delbrück 80 Jahre alt. Mit scheinbar unverminderter Frische und Arbeitslust, für die die Ankündigung eines neuen Buches spricht, kann Prof. Hans Delbrück am 11. November seinen 80. Geburtstag feiern. Er ist im Revolutionsjahr 48 in Bergen auf Rügen geboren. In den Jahren 1874 bis 1879 war er Erzieher des Prinzen Waldemar von Preußen, von 1885 bis 1921 wirkte er als Professor an der Berliner Universität. Im politischen Leben stand er als Mitglied des Preußischen Abgeordnetenhauses von 1882—1885 und als freikonservativer Reichstagsabgeordneter in den Jahren 1884—1890. Aber auch als Herausgeber der „Preußischen Jahrbücher" (1883—1919), die er bis 1889 gemeinsam mit Heinrich von Treitschke leitete, hatte er Einfluß auf das historisch-politische Leben. Sein besonderes Arbeitsgebiet ist die Kriegsgeschichte, und so veröffentlichte er neben einer Monographie Gneisenaus Studien über die Perserkriege und die Burgunderkriege, eine sehr wichtige „Geschichte der Kriegskunst" (1900—1906), „Krieg und Politik" (1918/19) u. a. Seine „Erinnerungen" ließ er zuerst 1902 erscheinen. Aber unermüdlich hat er seither sein Werk fortgesetzt, das auch heute noch nicht abgeschlossen ist.

13. November.

Zum Todestag des Dichters Wilhelm von Polenz. In der Mitte der neunziger Jahre treten drei neue Erzähler auf den Plan, verwandt in ihrer Kunst und alle drei adlig: Ernst von Wolzogen, Georg von Ompteda und Wilhelm von Polenz. Nur zwei von ihnen leben noch, der dritte, Wilhelm von Polenz, ist vor 25 Jahren, am 13. November 1903, in Bautzen gestorben. Er hatte die Vierzig eben erst überschritten, geboren am 14. Januar 1861 im Schlosse Ober-Kunewalde in der sächsischen Oberlausitz. Nach Rechtsstudium und kurzer Gerichtstätigkeit hatte er sich dem Studium der Geschichte zugewandt, war dann aber bald nach dem Stammgut der Familie zurückgekehrt. Seine Romane zeigen ihn als Schüler Zolas, doch mit eigenem Gesicht, selbständig in der sozialkritischen Tendenz, fest verwurzelt in der Heimat. „Der Pfarrer von Breitendorf" (1893), „Der Büttnerbauer" (1895) und „Der Grabenhäger" (1897) sind Romandichtungen, die noch heute lebendig wirken und für die vielleicht noch einmal die Zeit eines neuen, wohlverdienten Erfolges kommen wird.

Aus unserem Raritätenkasten.

337.

Seide leitet Wärme 17 mal, Baumwolle und Leinen 27 mal so gut wie die Luft. Seide hält demnach schlechter Wärme als Baumwolle und Leinen.

338.

Getreide kann ein ebenso gefährlicher Explosivstoff sein wie Schießpulver. Wenn man den Inhalt eines Sackes mit 6 Pfund Weizen in der Luft eines normal großen Hauses verteilte, so könnte das Aufleuchten eines Streichholzes das Gebäude in die Luft sprengen. Die doppelt so große Menge Getreide würde mit 4000 Kubikfuß Luft in einem hermetisch verschlossenen Raum vermischt bei der Entzündung so viel Kraft hervorrufen, daß sie genügen würde, um 500 Tonnen zu einer Höhe von 100 Fuß emporzuschleudern. Der Grund für diese Explosionsfähigkeit liegt darin, daß bei der Verteilung der Luft eines Raumes jedes Teilchen des Getreides in Berührung mit dem Sauerstoff der Luft kommt und brennt, wenn es angezündet wird. Sofort wird eine große Menge Gas entwickelt, das sich auszubreiten sucht und die Mauern zersprengt. Nicht nur Getreidestaub hat diese explosive Wirkung, sondern auch Staub von Metall, Gummi, Zucker, Kork, Papier usw.

339.

Die Geschichte der Zeitung geht zurück bis in das Jahr 469 v. Chr., wo der Thebaner Epaminondas nach der Schlacht bei Mantinea einem Sklaven mit tonartiger Erde in Spiegelschrift das Worte Nice (Sieg) in die Hand schrieb; schweißtriefend drückte der Sklave einem weißen Opfertier die Hand in den Nacken, das dann durch Theben geführt wurde und dem Volke den Sieg verkündete. Eine der ältesten Zeitungen ist die geschriebene Pekinger Zeitung 400 v. Chr. gewesen.

340.

Die ersten Zahnstocher im alten Rom waren Stachelschweinborsten, später Späne aus Mastixholz und auch Silberstäbchen.

341.

Das Optimium der Außentemperatur, wobei man sich am wohlsten fühlt, liegt für den nackten Menschen bei etwa 35 Grad, für den bekleideten bei 15 bis 18 Grad Celsius.

342.

Die Margarine ist eine Kriegserfindung und wurde zum ersten Mal während des Krieges 1870/71 von dem Chemiker Mourines hergestellt.

343.

Beim Steigen der Meeresfluten um 300 Meter würde von allen größeren Städten nur noch Augsburg, München und Plauen aus dem Wasser hervorragen. Beim Steigen um 500 Meter nur noch München allein.

344.

Die Eintagsfliege lebt 2 bis 3 Jahre ein Räuberleben auf dem Grunde der Flüsse, als Insekt aber nur einige Stunden.

345.

1844 wurden zuerst in Pommern die ersten Briefkästen angebracht, was man als großen Fortschritt betrachtete.

346.

„Berlin" war ursprünglich männlichen Geschlechts. In alten Urkunden wird es stets „der Berlin" genannt.

347.

Das Wort „Leichenbitter" hat mit dem Adjektiv „bitter" nichts gemein. Der Leichenbitter „bittet zur Leiche", das heißt er ladet die Gäste ein. In manchen Gegenden Deutschlands gibt es heute noch außer dem Leichenbitter auch den „Hochzeitsbitter".

348.

Der Eichelhäher, der hübsch gezeichnete Raubritter unserer Wälder, sammelt gern Eicheln und versteckt sie nach Rabenart in der Erde. Da er aber ein kurzes Gedächtnis für diese Vorratskammer hat, sie leicht vergißt oder nicht wiederfindet, so wird er, da diese versteckten Eicheln häufig zu keimen beginnen, unabsichtlich Verbreiter des Eichenbaums.

349.

„Stock" ist ein alter Ausdruck für „Gefängnis". Daher erklärt sich das zusammengesetzte Wort „stockfinster", finster wie im Gefängnis.

350.

Heinrich Schliemanns Sprache war ein homerisches Idiom. Seine Kinder hießen Andromache und Agamemnon. Seine Dienstboten mußten ihre nicht immer poetischen Rufnamen gegen homerische eintauschen, so hatte er unter seinen Bedienten einen Bellerophen, einen Telamon usw.

Fröhliche Ecke.

Nachgiebig. „Kannst du mir vielleicht fünf Mark borgen, lieber Freund?" — „Ich bin auf diesem Ohr etwas taub. Sage mir, was du willst, in das andere Ohr." — Schnell gefaßt auf die andere Seite tretend: „Ich fragte dich, ob du mir zwanzig Mark leihen kannst!" — „Was soll ich dir leihen?" — „Zwanzig Mark." — „Komm lieber wieder nach dem Fünf-Mark-Ohr!"

Zinsrechnung. „Wenn Ihr heute zehn Mark in die Sparkasse legt," lehrt der Lehrer praktische Zinsrechnung, „und Ihr bekommt fünf Prozent Zinsen, „was verdient Ihr dann in drei Tagen?"

„Prügel, Herr Lehrer wenn wir das Geld nicht besser anlegen."